

Ausschnitt aus dem Roman
„Manchuan qu Zhongguo“ („Slow Boat to China“)
von Chen Danyan

Übersetzung: Rupprecht Mayer

Es machte ihnen Spaß, gemeinsam ihr Abendessen zuzubereiten. In einer Wohngemeinschaft benutzt man die Küche normalerweise zu verschiedenen Zeiten, um sich gegenseitig Platz zu lassen. Aber sie spürten, dass sie sich für den anderen interessierten, wenn sie in der warmen, hellen Küche über irgendwas redeten. Sie wussten beide nicht so recht, wie es weitergehen sollte. Ihr Gegenüber sah so anders aus, dass alle bisherigen Erfahrungen kaum anwendbar erschienen. Die gemeinsame Küchenbenutzung machte alles etwas selbstverständlicher.

Fanny bereitete für sich Instant-Nudeln zu, die sie mit einer Tomate, etwas Gemüse und einem Ei verfeinerte. Etwas Anderes zu kochen hätte unschön gewirkt. Zu viel Öldunst, ästhetisch nicht befriedigend.

„Sieht gut aus,“ meinte Lou zu Fannys fertigen Nudeln.

Sie saßen an den beiden Enden des Küchentisches. Lou hatte eine Kerze angezündet. In ihrem Licht funkelten seine Augen so blau, dass sie Fanny ganz durcheinander brachten. Er aß seinen Salat geräuschvoll wie ein Hase, während Fanny ihre Nudeln vorsichtig mit den Stäbchen aus der Suppe hob und peinlichst jedes Schlürfen vermied.

„Gefällt es dir in New York?“ fragte Lou.

„Ja,“ meinte Fanny, „am besten gefällt es mir im Greenwich Village. Ich mag alte Häuser und alte Sachen.“

Lou sah Fanny an und lachte: „Du redest, als ob du schon ganz alt wärst, dabei bist du noch so jung.“

Lou erschrak, als er Fannys Alter erfuhr. Er hatte davon gehört, dass Asiaten immer jünger wirken als sie sind. Aber um so viel jünger, damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte geglaubt, Fanny hätte gerade die High School abgeschlossen. Als er Fannys samtenglatte asiatisches Gesicht betrachtete, fand er dort die Wachsamkeit, Ahnungslosigkeit und Naivität eines unberührten Teenagers. Lou kam das höchst seltsam vor. Die Tabus asiatischer Kulturen für Frauen wurden ihm nicht so richtig klar. Er vermutete, dass Fanny zu den Mädchen gehörte, für die Liebe etwas Verbotenes war, die auf der Straße ihr Gesicht verhüllen mussten. Und deswegen hatte sie sich auch diesen lächerlichen viktorianischen Namen zugelegt, der für amerikanische Mädchen schon längst aus der Mode war. Und deswegen wirkte sie so sensibel wie eine Pockenpustel.

Lous Blick hatte Fanny erröten lassen. Sie streckte die Hand aus, um Lous Blick abzulenken, und sagte, innerlich froh darüber: „He, schau mich nicht so an!“

„Ich mag dich“, sagte Lou und blinzelte.

Fanny tat so, als hätte sie nichts gehört, aber es blieb ihr ein Stück Tomate in der Kehle stecken. Sie würgte es schnell hinunter, doch das glucksende Geräusch dabei jagte ihr einen Schreck ein. Sie musterte Lou. Hatte er ihre Panik und ihre Empfindlichkeit bemerkt? Wenn ein Amerikaner mal „Ich mag dich!“ sagt, tröstete sie sich, dann war das wohl so normal wie ein „Guten Morgen!“. Sie würde sich im Gegenteil selber blamieren, wenn sie daraus eine große Sache machte. Aber sie merkte, dass Lou sie unverwandt ansah, als wartete er auf ihre Reaktion.

„Was hast du gesagt?“ Fanny nahm allen Mut zusammen und schlüpfte in die lebhafteste und unbekümmerteste Art, die sie meist annahm, wenn sie mit Ami-Dose (s. Anmerkung) zusammen war. Mit der Waffe dieser gespielten Nonchalance schützte sie sich, wenn sie nicht wollte, dass man sie durchschaute. Wenn sie Ami-Dose nicht zu nahe kommen wollte, oder wenn sie merkte, dass er ihr nicht zu nahe kommen wollte, wenn ein Aussprechen ihrer Gedanken bestimmt den anderen und auch sie selbst verletzt hätte, dann diente ihr diese Verhaltensweise als Abwehr. Aber diesmal bereute sie sofort, was sie gesagt hatte. Sie hatte

Angst, dass Lou ebenso empfindlich war wie Ami-Dose, und dass er sich wieder zurückziehen würde. Schon oft hatten solche Rückzüge sie ihre Einsamkeit spüren lassen, und wenn sich zwischen Lou und ihr eine Distanz ergeben würde, dann wäre das so, als ob die ganze Welt zu ihr auf Distanz gehen würde. Und heute Abend, das kam ihr unvermittelt in den Sinn, schmuste Lena bestimmt wieder mit ihrem blonden Freund herum. Aber sie konnte den Satz nicht mehr zurücknehmen. Nervös schaute sie Lou an und wurde rot.

„Ich hab gesagt, ich mag dich“, wiederholte Lou. Gottseidank!

Fanny wußte, dass sie sich Lou gegenüber nicht so verhalten konnte wie gegenüber Ami-Dose. Sie wollte nichts mehr, als ihm näher zu kommen, aber sie meinte, Lou müsse sie erst umarmen, bevor er so etwas sagte. Zugleich fürchtete sie, Lous Äußerung sei nur eine amerikanische Höflichkeitsfloskel, und sie würde sich blamieren, wenn sie sich jetzt zu etwas hinreissen lassen würde. Alles mögliche ging ihr durch den Kopf, aber sie kam zu keinem Ergebnis, wie sie angemessen reagieren sollte. In ihrer Panik zuckte sie mit den Achseln, aber dann erschien ihr dieses Achselzucken wieder als Fehler, weil es als Missbilligung verstanden werden konnte. So schob sie als Ergänzung noch ein „ok“ nach.

Ihre unbeholfene Art brachte Lou zum Lachen. „Du wirkst wie ein Mädchen aus der 10. Klasse“, sagte er.

In angespannter Atmosphäre aßen sie zu Ende. Gleich danach verkündete Lou, er würde Fanny einladen, mit ihm den Kaffee zu probieren, den er vom Skifahren in Europa mitgebracht hatte. Er fürchtete, Fanny würde sonst die Flucht ergreifen. Fanny merkte das, und es war ihr sehr angenehm.

Der Kaffee nach türkischer Art war tiefschwarz und erfüllte die Küche mit einem leicht bitteren Duft. Fanny erinnerte sich an den Kaffeegeruch in dem westlichen Restaurant „Rotes Haus“. Ihr kam es vor, als sei das vor Urzeiten gewesen.

Lou ging in sein Zimmer, um eine andere CD einzulegen. Es waren immer noch die langgezogenen, von Seufzern unterbrochenen Klagelieder jener Sängerin. Lou erzählte,

diese *fados* habe er von einem Trip durch Portugal mitgebracht. Das seien tatsächlich Klagelieder, die sich aus arabischen Melodien entwickelt hätten. Er liebte diese traurigen Gesänge, deren Inhalt er nicht verstand. „Wenn ich gut drauf bin, dann höre ich mir ein *fado* an“, sagte er.

Das flackernde Kerzenlicht in der warmen Küche warf Lous hohen, schmalen Schatten an die Wand und an den Kühlschrank, an dessen Tür noch der Zettel mit Lous Mitteilung für Fanny hing. Fanny brachte es nicht übers Herz ihn wegzuwerfen.

„Das heißt also, jetzt bist du gut drauf.“ Fanny schnupperte den aus Österreich mitgebrachten Kaffee, und es fiel ihr der Hollywoodfilm „Der große Walzer“ ein, den sie in Shanghai im Xinguang-Kino gesehen hatte. Er handelte von Johann Strauß und spielte in Österreich. Für Fanny war das ein Ort, der nur im Kino vorkam und nur in der Musik, kein realer Ort. Und jetzt hatte sie plötzlich österreichischen Kaffee vor ihrer Nase, und er duftete so real. Sie war ein bißchen durcheinander. Sie liebte den Westen so sehr, ging es ihr durch den Kopf, sie liebte die englische Sprache, über weite Entfernungen und unter größten Mühen hatte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht, meinte, nun angekommen zu sein. Und dann rückte alles in noch größere Ferne. Selbst was sie schon zu besitzen glaubte, schien ihr nun wieder zu entgleiten. Komisch, dachte Fanny, sie konnte jetzt österreichischen Kaffee trinken wie die Leute in dem Film, und dennoch machte sie das traurig.

„Hallo“, Lou wedelte mit der Hand vor Fannys Augen, um sie aufzuwecken. „Hallo“ sagte er leise.

Fanny nahm ihre Tasse. „Wie der Kaffee duftet!“ Sie wunderte sich über ihre eigene Stimme, die so trocken und rauh klang, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Sie betrachtete Lous Augen, die im Kerzenlicht so blau wie zwei Meerwassertropfen strahlten und sie ansahen.

„Geht's dir gut?“ fragte Lou. Es ginge ihr gut, wollte Fanny eigentlich sagen, aber dann hörte sie sich selbst mit heiserer Stimme „Ich bin so verzweifelt!“ antworten. Fanny hielt sich die Tasse vor die Augen, um zu verbergen, dass sie aus der Fassung geraten war. Aber

es kamen ihr die Tränen, und sie spürte, wie ihr Gesicht anschwell. Sie weinte sehr selten, obwohl sie oft unglücklich war, doch in der Regel konnte das stumm in sich verschliessen. Den eigenen Kummer zu zeigen, das hätte sie für peinlich und für ein Zeichen von Unfähigkeit gehalten. Außerdem hatte sie entdeckt, dass ihr Gesicht nach dem Weinen hässlich geschwollen aussah, und deswegen wollte sie schon gar nicht vor anderen weinen.

Lou erschrak und strich mit seiner Hand sacht über Fannys Haar.

Beide hatten sie nicht mit so einer Situation gerechnet. Fannys Tränen hatten sie plötzlich wie vertraute Freunde zusammenrücken lassen, die mit einem gemeinsamen Problem konfrontiert waren.

Lou betrachtete Fannys Haar. Im Kerzenlicht zeigte es nicht jene vielgerühmte pechschwarze Färbung, es war dunkelbraun. Die Haare waren nicht so dünn und geschmeidig wie die seiner blonden Freundin, sondern dick und kräftig. Sie fühlten sich seltsam an, fast als wären sie nicht echt. Vor der Junior High School hatte Lou noch nie von einem Land namens China gehört, und in der kleinen Stadt in Connecticut, in der er aufgewachsen war, hatten nur Farbige und Italiener schwarze Haare. Erst in der Senior High erfuhr er einmal durch Zufall vom Grab eines Chinesen auf dem Friedhof von Hartford, das von Chinesen renoviert worden war. Dort war der erste Chinese bestattet, der zum Studium nach Amerika gekommen war. Er hatte seiner Heimat Amerikas Technik gebracht und viel für die Modernisierung von Chinas Industrie getan. Damals war Lou noch ein unwissender Junge, der von der Welt außerhalb seiner kleinen Stadt keinen Begriff hatte. In den Ferien fuhren seine Eltern mit ihm und seinen Geschwistern zu Verwandten nach Hartford. Das waren die Reisen seiner Familie. Nie hätte er sich träumen lassen, dass er einmal das Haar eines Mädchens aus Shanghai streicheln würde.

Fanny spürte, wie Lous Finger auf ihrem Haar auf Entdeckungsreise gingen und hielt ganz still, um Lou nicht aufzustören. Sie wollte nicht, dass er seine tröstende Geste zurücknahm. Lou sollte sie immer weiter streicheln, hoffte sie, und nie damit aufhören. Sie wusste, dass sie sich schon als Mittelschülerin insgeheim nach einer solchen liebevollen Berührung durch einen Mann gesehnt hatte. Aber es musste ein Mann sein, den sie als dafür geeignet

auserkoren hatte. Lou war endlich so ein Mann, er war zu ihr gekommen und hatte seine Hand ausgestreckt. Das Wort „endlich“ erschien vor ihrem inneren Auge. Doch sie wusste nicht, wie sie auf Lous Tröstung reagieren und ihre Haltung angemessen zum Ausdruck bringen sollte.

Während dieser Erwägungen war Fannys Traurigkeit verfliegen. Aber dann kamen ihr wieder Bedenken. Vielleicht meinte Lou, sie hätte ihre Tränen als Mittel zum Zweck eingesetzt, um ihm näher zu kommen? Deswegen, überlegte sie, musste sie irgend etwas sagen, musste sie aufblicken, musste sich von Lous sanfter Hand befreien.

„Ich habe gedacht, an einem neuen Ort kann ich ein neuer Mensch werden, aber mein Blut ist immer noch das alte, da ist zuviel drin. Ich kann nicht zu einem neuen Menschen werden“, sagte Fanny und schaute auf.

Lou nahm die Hand von Fannys Kopf, aber nur, um sie am Tisch auf die ihre zu legen, und sah sie ernst an.

„Meine Familie in Shanghai kann meine Traurigkeit nicht verstehen, die meinen, ich mache mir bloss zu viele Gedanken. Überflüssige Gedanken. Ich sollte gut studieren, mich hier eingewöhnen und ein neues Leben anfangen. Aber ich mache mir trotzdem Gedanken, ich kann nicht anders.“

„Ich verstehe das,“ meinte Lou, „was manchmal für andere kein Problem ist, ist für einen selber ein Riesenproblem. Die eigenen Probleme kennt man nur selber richtig.“

„Verstehst du diesen psychischen Stress?“ fragte Fanny.

„Jeder hat Stress, den er nur selber nachvollziehen kann“, antwortete Lou, „das ist nicht schwer zu verstehen.“ Er lächelte Fanny an. Für Fanny war es wie das Lächeln, das auf die länglichen Gesichter der Raffael-Engel einen süßen Glanz zaubert. Endlich, endlich war ein Held mit goldblondem Haar gekommen, um sie zu retten! Fanny hatte Tränen in den Augen.

Anmerkung:

„Ami-Dose“ ist ein befreundeter Kommilitone Fannys, der diesen Spitznamen wegen seiner Vorliebe für amerikanische Konserven bekommen hatte.

Übersetzt für eine Autorenlesung am GI Shanghai, Mai 2009. Rechte an dieser deutschen Fassung beim Übersetzer.